

leykam:



ZERBRICH MEIN NICHT

SIBYLLE REUTER

ROMAN

SIBYLLE REUTER

ZERBRICH MEIN NICHT

ROMAN

leykam: *Belletristik*

Für meine Eltern

Dieses Buch ist ein literarisches Werk mit autofiktionalen Elementen. Figuren, Orte und Ereignisse wurden verfremdet. Ähnlichkeiten mit realen Personen sind nicht beabsichtigt.

*Manches ist ein Albtraum,
manches nur ein Traum.*

INHALT

09

Schnappschüsse

18

Erste Heimat

59

Zwei Ostern

70

Mutterland

89

Vaterland

104

1988

110

Lieblingsland

127

Warten

153

Tatko

169

Zweite Heimat

209

Zuhause

SCHNAPPSCHÜSSE

Das Leben meiner Eltern war kurz und ich hatte lange Angst, dass meines als die Verlängerung des ihren beschissen werden würde. Der Gedanke kam nicht von ungefähr: Bereits bei der Geburtsanmeldung in Sofia teilte man meiner Mutter mit, der Vorname, den sie sich für mich ausgesucht habe, sei zu kapitalistisch. Er verstoße gegen die Ideale der Bulgarischen Kommunistischen Partei. Sie möge sich bitte einen anderen überlegen. An die grundsätzliche Allmächtigkeit von Behörden glaube ich bis heute – sie gerät nur dann ins Wanken, wenn sich Yordanka etwas in den Kopf gesetzt hatte. Und so zündete sich Mutter eine Siegeszigarette an, noch bevor sie das Standesamt in ул. Мере № 6 verließ. In der Aufregung hatte sie vergessen, dass sie stillte.

09



Meine Oma hieß Rada Nikolova, wurde 1912 in Graz geboren und hatte von ihren Eltern Bulgarisch als Fremdsprache gelernt. Ich heiße Sibylle Reuter, wurde 1976 in Sofia geboren und habe Deutsch als Fremdsprache gelernt. Von meiner Zeit im Kindergarten der DDR-Botschaft mal abgesehen, da hörte ich mich sehr native deutsch an. Eigent-

lich war das Sächsisch, was ich sprach, weil ich am liebsten mit Stefanie spielte. Sie schielte, trug eine Brille mit kirschrotem Gestell und kam aus Leipzig. Von meinem ostdeutschen Vater konnte ich die Sprache nicht lernen, da er bereits vor meiner Geburt aus unserem Leben verschwunden war. Sein Name war Werner und für ihn war Sprechen an sich eine Fremdsprache. Aus seiner Diplomaten-Stasi-Akte erfuhr ich später mehr über ihn, als er mir je erzählt hatte. Damit hatte ich jedoch weniger zu kämpfen als mit meinem Namen und seiner Herkunft. Dass diese zugleich meine eigene war, blendete ich aus. Kaum aus den Windeln beschloss ich, mir eine neue zu suchen.

10 Jedoch schien meine bulgarische Ader ebenfalls nichts herzugeben. Der erste Satz, an den ich mich erinnere, war: „Du musst hier weg!“ Mit *du* meinte Mutter mich und mit *hier* Bulgarien. Während ich mit meiner deutschen Hälfte rang, hasste sie ihre bulgarische Herkunft zur Gänze. So standen die ersten Schimpfwörter in meinem Wortschatz für alles, was bulgarisch war.

Mit knapp fünf schämte ich mich vor meinen Sandkastenfreunden, weil ich in den DDR-Kindergarten wechseln sollte. Mutter, damals Dolmetscherin in der handelspolitischen Abteilung der Botschaft, hatte das eingefädelt. Als sie mir sagte, dass ich in einen deutschen Kindergarten gehen sollte, warf ich mich auf den Teppich und weigerte

mich aufzustehen, bis sie mir einen Klapps auf den Hintern gab und mich im Zimmer einsperrte. „Не искам при фашистите!“ – *Ich will nicht zu den Faschisten!* –, schrie ich durch die Tür, ohne Rücksicht auf mögliche Ohrfeigen. Wie ich zu dieser Aussage kam, weiß ich nicht. Zu Hause hatte ich das nie gehört. Dort lernte ich von Oma hin und wieder etwas Steirisch und übte mit ihr in der Küche die Schritte des Wiener Walzers. Umgeben vom fruchtigen Duft ihrer Mehlspeisen, die so luftig waren wie ihre elfenhaften Drehungen, obwohl sie längst auf die siebzig zuging.

Spätestens mit dreizehn schämte ich mich genauso wie meine Mutter, in Bulgarien geboren und aufgewachsen zu sein. Im Sommer vor dem Mauerfall betrat ich zum ersten Mal österreichischen Boden. Wir besuchten Mutters Bruder Nasko, den erfolgreichen Architekten, und die restlichen „gestopften Verwandten“, wie Oma sie nannte – die Spasovs. Diese waren, natürlich erst im Nachhinein gesehen, gescheiter gewesen, nicht vor Hitler zurück nach Bulgarien zu flüchten. Die Trottel, sagten sie, seien damals Oma und Opa gewesen: Er – ein groß gewachsener, fescher Mann, der zum Geodäsie-Studium an die TU Graz gekommen war und bereits Karriere in einem Andritzer Vermessungsbüro gemacht hatte, und sie – die Mama der einjährigen Minka. Mutter und Onkel Nasko kamen in Sofia zur Welt.

Die bulgarischen Österreicher unserer Familie waren alles, was wir in Sofia nicht waren: selbstbewusst, stolz auf ihre Heimat und erfolgreich. Sie hatten alles, was wir nicht hatten: Meinungsfreiheit, Reiseerlaubnis, demokratische Wahlen. Sie konnten Bananen kaufen, ohne bei Minusgraden stundenlang anzustehen, weil es sie nur zu Weihnachten gab. Sie konnten Cola trinken, ohne dafür in eines der wenigen Corecom-Geschäfte gehen zu müssen, wo offiziell nur Diplomaten, Ausländer und hochrangige Funktionäre Zutritt hatten. Weil sonst keiner in Bulgarien Hartwährung besitzen durfte.

12 Ja, Österreich war genau so, wie es mir Oma, geknickt auf ihrem Bett sitzend, über die Jahre beschrieben hatte. So geordnet und makellos wie die Schrift in ihren Heften aus dem Kalligrafie-Unterricht an der Grazer Handelsschule, anno 1928. Sie streichelte die Seiten, als würde sie das Gesicht ihres Sohnes Nasko berühren, den sie seit seiner Flucht 1954 nicht mehr gesehen hatte. So herrlich und vollkommen, dass ich über ihre feuchten Augen hinweg sah und beschloss, auch für sie dorthin auszuwandern. Ich wollte ihre Heimat zu meiner machen.

Mit vierzehn hatte ich nicht einmal das Gefühl, Teil von Europa zu sein. Schon gar nicht von dem vereinten Europa, von dem Toto Cutugno beim Eurovision Song Contest 1990 schwärmte: *L'Europa non è lontana / C'è una canzone italiana, per voi / Insieme, unite, unite, Europe*. Aber ich wollte

ein Teil davon sein! Also kaufte ich mir ein Lehrbuch und begann heimlich, Italienisch zu lernen.

Ein Stück Wiedervereinigung erlebte ich zumindest in der Familie, als die Nikolovs und Spasovs begannen, Pakete aus Graz zu schicken: Medikamente gegen Bluthochdruck für die Oma, die teuerste Mode von Kastner & Öhler für meine Mutter, das Gewand meiner Cousine Elena für mich. Als wir 1991 in Sofia nicht einmal mehr Zucker und Öl ohne Essenscoupons kaufen konnten, steckten sie die eine oder andere Packerlsuppe dazu. Die Knorr-Steinpilzsuppe gab es damals nur an Sonntagen und noch Jahre später, wenn ich, längst wohnhaft in Graz, etwas feiern wollte, belohnte ich mich aus Gewohnheit mit einer Julius-Meinl-Marmelade.

Mit sechzehn schämte ich mich zum ersten Mal dafür, versagt zu haben. Von 1989 bis 1992 waren wir in Sofia im Wochentakt auf Demos gegangen, hielten Kerzen in die Luft und sangen – endlich ungestraft – *Let It Be*. Als Tropfen im tosenden Menschenmeer der Demokraten auf den gelben Pflastersteinen vor dem Parlamentsgebäude glaubte ich zunächst, dass die Wellen die Kommunisten verschlingen würden. Nur um zu erleben, wie sie wieder ins Parlament einzogen.

Von sweet sixteen konnte keine Rede sein, ich musste sehen, dass ich aus dem Land kam. Dafür brauchte ich



einen exzellenten Notendurchschnitt, einen Studienplatz an einer österreichischen Uni, eine Verpflichtungserklärung eines österreichischen Staatsbürgers zur finanziellen Absicherung und Geld für das Visum. Für die ersten drei hatte ich gesorgt und Mutter sich das nötige Geld geliehen. So stand ich mit neunzehn in der Schlange vor der österreichischen Botschaft und fühlte mich erneut wie ein Mensch zweiter Klasse. Sonst hätte mir der gnädige Herr hinter dem Panzerglas kaum den Stempel verweigert – wegen eines Buchstabens. Die bulgarischen Beamten hatten meinen Namen im Pass falsch transkribiert. Dort stand Sibille, im Visum – Sibylle.

14 Als ich es Oma erzählte, die sonst ein recht gepflegtes Hochbulgarisch sprach, fiel ihre Antwort so wie immer aus, wenn sie wütend war: „Ane Vuideppen san des. Zum Speibn, so vü Bledheit in an Menschn.“

Innerhalb von vierundzwanzig Stunden hatte ich einen neuen Pass. Diesmal mit dem richtigen Namen. Zum ersten Mal war meine Mutter beeindruckt von mir. Zum Abschied schenkte sie mir ein Kochbuch mit traditionellen bulgarischen Rezepten. Auf der ersten Seite stand: *Für deine österreichischen Freundinnen.*

Eine Woche und zwei gepackte Koffer später war ich endlich angekommen. Ich öffnete mich Österreich für eine Umarmung. Sie blieb aus.

„Hättst schau'n miassn, dossd unt'n blaiBST“, hieß mich mein Großonkel Velitschko willkommen.

„Du bist do a Tschuschin, des is no vüi schlimma wiara Piefke“, erklärte mir einer meiner Cousins etwas später vor versammelter Tafel. Die Wörter kannte ich vom Helmut Qualtinger – die Nikolovs hatten seinen *Travnicek* schon bei meinem Besuch sechs Jahre zuvor in Dauerschleife gehört.

„Bist ned selbst a Tschusch?“, konterte ich.

„Nein, Tschuschen, das sind die anderen“, äffte er meine Aussprache nach.

15

Die Österreicher, mit denen mich kein Blut verband, waren deutlich freundlicher. Sie fragten nur: „Wo kommst du her?“ Doch der Samen der Feindlichkeit, den meine Familie gesät hatte, keimte in mir. Was ich heraushörte, war keine Frage, um mit mir ins Gespräch zu kommen oder im Gespräch zu bleiben. Je nach Tagesverfassung fasste ich sie auf wie:

WO ZUM TEUFEL kommst du her?

Woher bist du und vor allem, WAS WILLST DU HIER?

Noch eine JUGO? Oder doch a Piefke?

Blond, blaue Augen, aber was ist das für ein depperter Akzent?

Das würde sich ändern, wenn ich ihnen zeigte, dass ich nicht schlechter war als sie, sagte ich mir. Und begann zu liefern: gute Noten an der Uni, ein einwandfreies Erscheinungsbild, Überstunden, Pünktlichkeit, Steuern zahlen, Freundschaft, Heimatliebe. Meine ganze Energie.

Doch das reichte nicht.

„Wo kommst du her?“, hieß immer noch für mich: „Du bist nicht gut genug, um eine von uns zu sein.“ Je mehr Zeit verging, desto deutlicher vernahm ich den Unterton. War das deshalb, weil man jemandem, der zu Hause ist, diese Frage gar nicht stellte?



Nach sechs Jahren in Österreich brauchte ich eine Verschnaufpause. Ich entschied mich für ein Studienjahr in Bologna. Vielleicht, weil dort sogar die Schimpfwörter wie Komplimente klangen. Selbstverständlich hieß es auch dort: „Di dove sei?“ „Sono austriaca“, sagte ich. Und niemand fragte nach. Als wir bei einer Erasmus-Party Fendrichs *I Am From Austria* sangen, bekamen wir Österreicherinnen Standing Ovationen. Die schlimmsten Vorurteile galten in Italien nicht mir, sondern der österreichischen Küche, die gerne mit der deutschen gleichgesetzt wurde. Aber auch die ließen sich entkräften: In zehn Monaten machte ich sieben Mal eine Sachertorte. Die Manner-Schokoglasur

hatte ich extra dafür mit dem Zug von zu Hause mitgebracht.

Die Nikolovs und Spasovs sah ich wieder, als ich sie, zurück in Graz, zu meiner Sponsion einlud. Ich hatte mein Studium in Mindestzeit abgeschlossen, obwohl ich mir nebenbei den Unterhalt selbst verdienen musste.

„Unsere Familie ist schon immer sehr erfolgreich gewesen“, sagte einer und hob das Glas. Ich blickte in die Runde und fragte mich, ob ich jetzt endlich dazugehörte. Doch nur ein einziger Teil in mir flüsterte „Ja“. All die anderen saßen krümelklein da. Verloren und ohne Hoffnung, jemals anzukommen.

ERSTE HEIMAT

1

18 Meine Kindheit besteht aus aneinandergereihten Schwarz-Weiß-Bildern. Die Zeitsprünge dazwischen waren groß, weil wir keine Kamera hatten und Mama darauf angewiesen war, dass Freunde oder Bekannte ein paar Fotos machten. Auf den ersten bin ich wenige Wochen alt, dann sechs Monate, dann knapp ein Jahr. Sie erzählen von Freude, Luftsprüngen und viel Schlaf. Zu meinem ersten Weihnachten hatte mich Mama wie eine Puppe unter den Christbaum gestellt. Auf dem sonst flaumigen Kopf trage ich ihre braune Perücke im klassischen Pagenschnitt. Weil sie gehört hatte, dass Haare färben dem Baby schaden konnte, hatte sie während der Schwangerschaft darauf verzichtet und stattdessen verschiedenste Perücken getragen.

Als ich knapp ein Jahr alt war und sitzen konnte, platzierte sie mich neben unserem Fernseher, der kaum größer als ein aufgestellter Schuhkarton war. Die Antenne ragte schief zur Decke. Vielleicht sollte das zeigen, wie groß ich schon war oder wie klein der Fernseher.

Die ungefähren Zeitangaben unter den Fotos im wulstigen Stoffcover-Album werden auf fünf Seiten mit einem genauen Datum unterbrochen: 13. November 1977. Der Tag meiner Taufe. Mama hatte das Udenkbare gewagt: In den starrsten Zeiten des Sozialismus eine Taufe zu arrangieren und sie auch noch fotografisch zu dokumentieren. Wie hoch wohl die „Kirchenspende“ war, die sie dem Priester an diesem Tag zusteckte? Er und all seine Kameraden in Schwarz waren vom Staat geduldete Subjekte, deren Aufgabe es war, unsichtbar zu bleiben, sodass sich das Proletariat auf seine primäre Aufgabe konzentrieren konnte: den Aufbau des Kommunismus. Geistliche durften keine Sakramente spenden, höchstens hier und da eine Seelenmesse begleiten. Kirchen galten als hübsche Architekturobjekte vergangener Zeiten, als Gott noch weit oben und unantastbar war. Jetzt trug der Parteichef den Heiligenschein: offiziell Arbeiter, theoretisch Proletarier, praktisch lebte er mit seiner Gefolgschaft im sozialistischen Gatsby-Stil.

Meine Taufpatin war, wie sie mir später erzählte, wie die Jungfrau zu ihrem Patenkind gekommen. Die ursprünglich vorgesehene Person war kurzfristig abgesprungen, doch da schon alles arrangiert war und Mama ungern an Details festhielt, solange das Ziel stimmte, bat sie kurzerhand eine Freundin einzuspringen.

Dieser Sonntag im November 1977 musste mild gewesen sein – die Handvoll Menschen auf den Fotos blinzeln

in die Kamera und tragen leichte Herbstkleidung. Unser Nachbar ist der einzige Mann. Mama trägt ein dünnes Wollkleid, das ihren Körper charmant umspielt. Ihr Blick ist mal besorgt, mal prüfend, mal gelassen. Auf jenen Fotos, auf denen sie mich im Arm hält, strahlen ihre Augen besonders.

Ich kann bereits gehen und tapse in meinem weißen Spitzenkleidchen über die riesigen Pflastersteine des Kirchplatzes. Mein Lächeln verrät nichts von dem Schock, den ich kurz davor erlitten haben musste, als der Priester mich nackt und bis zum Hals in das heilige Wasser seiner silbernen Wanne tauchte. Die Akustik der kleinen byzantinischen Kirche hatte meine Schreikrämpfe vermutlich bis in den letzten Winkel getragen.

20

Ziemlich genau zwanzig Jahre später, als ich Kisten packte, um die Wohnung meiner Kindheit leerräumen, weil ich sie vermieten wollte, fand ich im Wohnzimmerschrank eine streichholzgroße gelbschwarz gemusterte Papierschatel. Auf hellblauer Watte lagen darin das filigrane goldene Kreuzkettchen von meiner Taufe, eine blonde Babylocke und mein erstes verlorenes Milchzähnnchen. Daneben: die zwei Alben meiner Kindheit. Im einen fehlten mehrere dunkelgrüne Seiten aus dickem Kartonpapier, im anderen lagen zerrissene Fotos. Es war wohl einer der letzten Versuche meiner Mutter gewesen, ihre Liebe zu mir zu vernichten.

Ich habe nie erfahren, wer diese Bilder auf dem ungewöhnlich dünnen Papier gemacht hatte. Fotografen kamen und gingen – als hätte Mama die Tür der Dunkelkammer aufgerissen und sie zusammen mit den Bildern verblässen lassen.

Wenn sich keiner fand, brachte sie mich ins Fotostudio. Immer zu meinem Geburtstag. Es sind meine ersten Bilder in Farbe. Darauf halte ich mal meine Puppe, mal eine blaue Plüschmaus oder als Matrosin verkleidet ein Fernglas. Sonst ist niemand zu sehen: weder Mama noch Oma, nicht Opa, keine Freunde. Sollte ich im Mittelpunkt stehen, weil es mein Geburtstag war? Es gibt kein einziges Foto von uns als glückliche Familie. Bei uns gab es keinen Schein, der trog. Vermutlich waren wir nicht glücklich oder wir waren keine Familie und meine Mama hatte das lediglich wahrheitsgemäß dokumentiert.

21

War das eine glückliche Kindheit?

Die Zeit zwischen den Fotoreihen füllte ich mit Leere, Ausflügen in die Berge, verschwommenen Gesichtern, missglückten Schlittschuhlaufversuchen, Schimpfwörtern, Zigarettenrauch, Winterwanderungen im Sonnenschein. Mit Telefongesprächen, die mit dem Knall des Hörers auf die Gabel endeten. Mit dem süßen Brataroma von Palatschin-

ken zum Frühstück, blauen Fingerabdrücken von Mama auf meinem Po und den Oberschenkeln, ihrem Duft, wenn ich mich an sie kuschelte. Er brachte mich dazu, mich selbst dann bei ihr zu entschuldigen, wenn ich nicht wusste, wofür.

Hatte ich eine glückliche Kindheit?

Ich hatte gut und genug zu essen, war sauber gekleidet, auch wenn fast alles Secondhand war. Ich lernte mit vier schwimmen, sprach mit sechs zwei Sprachen und konnte mit sieben lesen und schreiben. Meine Eltern lebten, die Großeltern ebenfalls, zumindest bis Opa starb. Da war ich neun.

22 Unsere Wohnung hatte drei gleich kleine Zimmer und ein winziges Bad, in dem wir beim Duschen fast schon auf der Toilette saßen. Die Holzfenster in allen Räumen waren so undicht, dass man im Sommer kaum lüften musste. Im Winter stopften wir in die Fugen zusammengerollte Decken, die feucht wurden und bald schimmelten. Der dunkle Parkettboden knarzte bei jedem Schritt. Geschliffen worden war er zuletzt kurz nach Kriegsende. Das Linoleum in Küche und Flur war stellenweise aufgerissen, und Opa fluchte jedes Mal, wenn er darüber stolperte. Er und Oma wohnten zum Hof hin. Mutter hielt sich meist im Wohnzimmer auf.

Ich hatte ein Zimmer für mich allein, mit einem Schreibtisch, wo ich lernen konnte, aber kein eigenes Bett. Abend für Abend legte sich Mutter zu mir. Bis zu meinem vier-

zehnten Lebensjahr. Das Wohnzimmer sei ihr zu verrauchert, das Sofa zu unbequem, sagte sie. Manchmal aber kam ein anderer Satz: „Ich will nicht, dass du groß wirst.“ Dann wurde sie wieder zur Löwin. Oder zur Hexe. Verstellte die Stimme wie früher, als ich noch in den Kindergarten ging.

Das durfte niemand erfahren! Manche Mädchen in meiner Klasse hatten schon einen Freund und ich schlief in einem Bett mit meiner Mutter? Mit jeder Nacht drehte ich mich noch demonstrativer von ihr weg, hielt am Bett- rand die Balance. Es half nichts.

Das Bett war quietschend alt und voller Sprungfedern, die sich im Laufe der Jahre durch den Stoff gebohrt hatten. Wir zähmten sie mit gefaltetem Karton, aber wie tollwütige Biester bissen sie sich hindurch und piekten Nacht für Nacht in meine Beine. Die einzige Möglichkeit, ihnen zu entkommen, war, auf die andere Seite auszuweichen. Aber da dort Mutter lag, war das keine Option.

Was ist eine glückliche Kindheit
in Botswana?
in Norwegen?
in Peru?
in Indonesien?
in Alaska?

Mit fünfeinhalb lernte ich, was eine glückliche Kindheit in der DDR bedeutete. Wir waren zwar noch immer in

Sofia, aber Botschaften waren für mich kleine Inseln des Auslands.

Der DDR-Kindergarten befand sich in einer Villa, die vor dem Einbruch des Sozialismus wohl Sofioter Adeligen gehört hatte. Der Garten war groß genug für zwanzig Kinder, der Zaun hielt Stimmen und Blicke fern, die Fassade war die einzige renovierte im ganzen Viertel. Die Villen ringsum erzählten von Zeiten, als noch Pferdekutschen durch die krummen Gassen mit schiefen Pflastersteinen ratterten. Nun blätterte der Putz wie die Tränen alter Damen, die ihrem Niedergang ins Gesicht sahen.

24 Auch ich weinte viel in den ersten Wochen. Das Österreichisch, das ich von Oma übernommen hatte, klang für meine neuen Spielkameraden fremd. Zumindest schloss ich das aus ihren großen Augen, wenn ich mit ihnen sprach. Sie sagten Wörter, die ich noch nie gehört hatte, besaßen Spielzeug, das ich noch nie gesehen hatte, und bunte Brot-dosen, die ich gern selbst gehabt hätte. Ihre Kleidung war erst recht intergalaktisch will-ich-auch-habenswert. Schnell wusste ich: Ich wollte so sprechen wie sie und so sein wie sie.

Ersteres gelang mir bald. Jeden Morgen, kaum hatte ich die Türschwelle des Kindergartens überschritten, ließ ich die bulgarische Sibylle draußen stehen und spielte Deutschsein. Doch abends, auf dem Heimweg, schlich sie mir jedes Mal wieder hinterher. Tag für Tag folgte sie mir,

als hätte sie den ganzen Tag frierend und hungrig vor der Tür gewartet. Ich tat so, als sähe ich sie nicht, und schielte stattdessen auf die Autos, in die die anderen Kinder einstiegen.

„Warum haben wir kein Auto?“, fragte ich Mama.

„Weil wir keine Kommunisten sind“, antwortete sie.

Da sie mit diesen nichts zu tun haben wollte, konnte ich bis in meine Teenagerjahre die Male, an denen ich mit einem Auto gefahren war, an zwei Händen abzählen.

Ein paar dieser Gelegenheiten boten sich, wenn meine neuen deutschen Freunde Geburtstag feierten. Schwer zu sagen, was mich bei diesen Kinderfesten mehr auf Ameisen-größe schrumpfen ließ: die gebastelte und handgeschriebene Einladung, die mir das Geburtstagskind Wochen vorher überreichte, die Fahrt quer durch die Stadt in einem Wartburg mit rot-weißem diplomatischem Kennzeichen oder das Fest selbst.

Bulgaren feierten Kindergeburtstage anders – nämlich gar nicht. Und wenn doch, dann waren das Feste für die Erwachsenen. Die Rolle des Geburtstagskindes erschöpfte sich darin, die Kerzen seiner Torte auszupusten. Danach wurde es auf sein Zimmer verwiesen, damit die Eltern ungestört seine Existenz feiern konnten. Die Omis backten die Süßspeisen, die Männer kauften Schnaps, Wodka, Bier und Limonade, während die Mütter Speisen zubereiteten, die ein ganzes Kochmagazin hätten füllen können.

Damit das Geburtstagskind nicht im Weg war, holte man die Nachbarskinder zum Spielen. Wenn der Alkoholpegel der Erwachsenen hoch genug war, durften die Sprösslinge auftreten.

Da das Fernsehprogramm selten etwas hergab und das wenige an Spielzeug bald langweilig wurde, bastelten wir kleine Shows: Mini-Theaterstücke, auf Kochtöpfen komponierte Lieder, Lesungen selbst geschriebener Gedichte. Tränen waren garantiert – entweder vor Lachen oder vor Stolz. Die Requisite lieferte der Kleiderschrank. Als Bühneneffekt diente der Zigarettenrauch, der bald in allen Räumen hing.

26 Nicht so in der DDR. Ein DDR-Kindergeburtstag war wie der Schuhschrank im DDR-Kindergarten – streng geordnet. Dort standen Sandalen, Hausschuhe und Gummistiefel farblich und alphabetisch sortiert in Reih und Glied. Auch die Feiern meiner blondschopfigen Spielkameraden folgten festen, unausgesprochenen Regeln: Die Geschenke wurden bei der Ankunft überreicht. Lange wartete man auf niemanden, weil alle pünktlich kamen. Die meisten wohnten in den benachbarten Wohnblöcken auf dem Botchaftsgelände. Die wenigen Auswärtigen wurden vom Vater des Geburtstagskinds abgeholt und zum vereinbarten Zeitpunkt wieder heimgebracht.

Obwohl wir uns alle kannten, herrschte anfangs eine seltsame Stille – eine Mischung aus Schüchternheit und

fremder Umgebung. Die Eltern wussten das zu lösen: Sie trugen die Torte mit angezündeten Kerzen ins Wohnzimmer und wir sangen einstudiert und einstimmig *Zum Geburtstag viel Glück*. Nachdem ich mit meinem Stück Torte fertig war, aß ich mich durch die Vielfalt der mit Luftschlangen und Konfetti geschmückten Tafel und versuchte, dabei so wenig wie möglich aufzufallen. Besonders mochte ich die Igel und Mäuse aus hartgekochten Eiern, die im Zickzack geschnittenen Radieschen und den obligatorischen Schokokuchen zum Kakao mit Sahnehäubchen und Regenbogenstreuseln.

Nach dem Essen war Spielzeit angesagt. Die Eltern moderierten uns wechselweise durch eine vorbereitete Liste. Zum Abschied bekam jedes Kind ein „Danke, dass du da warst“-Geschenk.

27

Als mein sechster Geburtstag näher rückte, fragte ich zu Hause, wann wir die Einladungen basteln würden. Wir machen es anders, hieß es. Wie anders, wollte mir keiner sagen. Irgendwann meinte Oma, wir könnten keine Kinder einladen, da wir zu wenig Platz hätten. Die Möglichkeiten, woanders ein Fest zu organisieren, existierten damals nicht. „Aber dann bin ich die Einzige, die nicht feiert“, sagte ich mit einem Knoten im Hals und verzog mich in mein Zimmer. Alles war bei mir anders! Zumindest an meinem Geburtstag wollte ich wie die anderen sein: normal. Ich nahm mir vor, noch am selben Abend Mama zu überreden,

doch eine Feier zu machen. Während des Abendessens sammelte ich all meinen Mut zusammen, um sie darauf anzusprechen. Doch er reichte nicht.

Später im Bett wälzte ich mich hin und her, stand irgendwann leise auf und pirschte mich zur Küchentür. Die halbe Kindheit saß oder lag ich lauschend hinter Türen. Das machte ich gar nicht aus Neugier. Sondern weil jedes aufgeschnappte Wort und jede Stimmung mir halfen, mich innerlich zu rüsten. Gegen alles, was passieren könnte.

Diesmal hoffte ich, dass sie mich nur überraschen wollten und für meinen Geburtstag Pläne schmiedeten. Ich hörte ein Schluchzen.

28 „Beruhig dich bitte, es ist nur ein Geburtstag“, hörte ich Oma sagen.

„Siehst du denn nicht, wie sie sich eine Feier wünscht?“ Mamas Stimme zitterte. „Ich kann das nicht! Verstehst du, ich kann nicht! Was werden meine Kollegen sagen, wenn sie sehen, wie wir wohnen? Wie miese Ratten. Das wird sich überall herumsprechen. Ich werde im Büro niemandem mehr in die Augen schauen können.“

„Aber sie werden sich wohl denken können, dass unsere Wohnung nicht so schön ist. Die leben in Botschaftswohnungen, wie soll man das vergleichen?“

„Trotzdem!“ Mamas Stimme war plötzlich hart. „Ich versuche die ganze Zeit, p-e-r-f-e-k-t zu sein, lass mir Zeug aus Graz schicken, das was hermacht, damit bloß keiner

glaubt, wir seien arm. Wenn sie dieses Loch sehen, war alles umsonst.“

„Aber was sagen wir der Kleinen?“

„Die Wahrheit. Punkt! Das wird sie verstehen. Das Leben ist halt scheiße, und sie ist alt genug, um das zu erfahren.“

Am Tag vor meinem Geburtstag kam Mama mit zwei Kisten duftender, rubinroter Erdbeeren nach Hause. Sie brachte sie in die Küche und sagte, ich dürfe nicht hineingehen, weil sie eine Überraschung für mich habe. Ich lauschte, ich spähte, konnte aber nichts sehen oder hören. Dann ging ich mit Oma spazieren. Als wir zurückkamen, war die Küchentür offen, die Erdbeeren waren verschwunden und im Kühlschrank war nur das Übliche zu finden. Auch am nächsten Morgen war, bis auf die Geburtstagsbussis, alles wie immer. Kurz nach halb acht gingen Mama und ich zum Kindergarten. Ich hoffte, niemand wüsste, was heute für ein Tag war. Doch als Tante Silke und Tante Ute mir mit rot gepunkteten Papierhütchen die Tür öffneten, wusste ich, dass sie es wussten. Ich wollte mich umdrehen und weglaufen, doch es war zu spät.

Kaum hatte ich die Sandalen ausgezogen, nahm mich Tante Silke an die Hand und führte mich in den Essraum. Die Vorhänge waren zugezogen, die Tischchen zusammengestellt, alle Kinder saßen schon da. In der Mitte standen zwei riesige rubinrote Erdbeertorten mit insgesamt sechs

brennenden Kerzen. Mein Herz machte einen Satz, als alle zu singen begannen. Mama stand auf der Türschwelle. Auch sie trug ein Hütchen und sang mit. Als das Lied verstummte und alle klatschten, lief ich ihr in die Arme. Sie drückte mich fest an sich und sagte mir ins Ohr: „Egal, was ist, vergiss nie, wie sehr ich dich liebe, hörst du?“ Dann sah sie mich beschwörend an, ihre Wimperntusche war leicht verschmiert. Ich nickte. „Versprichst du’s mir?“ Ich nickte wieder. Dann sagte jemand, ich solle die Kerzen auspusten. Ich trat vor die Torten und schloss die Augen. Mir fiel kein Wunsch ein. Der einzige, den ich hatte, war gerade in Erfüllung gegangen.

Als mich Mama Anfang der Achtziger zum ersten Mal in eine Theateraufführung von *Pinocchio* brachte, ahnte sie nicht, dass sie das die nächsten zwei Jahre fast jeden Sonntag wieder tun musste. Schon nach kurzer Zeit kannte ich alle Dialoge und Lieder auswendig und die Schauspieler persönlich. Kaum war der Vorhang gefallen, zog ich Mama zum Hintereingang, wo die Darsteller herauskamen. Dort warteten wir so lange, bis Pinocchio auftauchte – ein junger Mann mit lockigem schwarzem Haar. Wir unterhielten uns ein bisschen, dann hob er mich hoch, küsste

mich auf die Wange oder gab mir ein Autogramm. Auch die anderen nahmen sich Zeit für mich.

Irgendwann, als mich sämtliche Platzanweiserinnen und Ticketkontrolleurinnen kannten, durfte ich ab und zu sogar gratis rein. Mama ließ mich dann allein in der Vorstellung und holte mich am Ende wieder ab. Wer weiß, wie lange das so weitergegangen wäre, hätte ich Pinocchio nicht eines Tages Hand in Hand mit einer jungen Frau das Theater verlassen sehen. Er grüßte mich nur flüchtig, blieb nicht stehen wie sonst, sondern hatte nur Augen für seine Begleiterin. Mein Herz war zum ersten Mal gebrochen – von einer Holzpuppe.

Ein gutes Jahr später stand ich weinend auf der anderen Straßenseite – diesmal vor der staatlichen Ballettschule. Nur ein paar hundert Meter trennten sie vom Theater meiner Kindheit.

Nach dem Zwischenfall mit dem jungen Schauspieler hatte sich meine Liebe neu orientiert und galt nun dem Ballett. Obwohl ich längst ahnte, dass ich fast genauso steif war wie mein langnasiger „Ex-Freund“, wollte ich den Traum, ein internationaler Star zu werden, mitnichten aufgeben. Mein Vorbild war Maja Plissezkaja, die russische Primaballerina, die ich leider nur aus dem Fernsehen kannte. Jedes Mal, wenn sie das Solo des sterbenden Schwans aus *Schwanensee* tanzte, hatte ich Tränen in den Augen.